

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

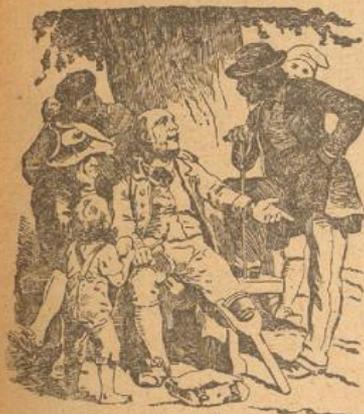
**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Weltbegebenheiten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Weltbegebenheiten.

Bis Ende Juni 1920.



Es war an einem Frühlingsmorgen. Wir stiegen einen unierer Schwarzwaldgipfel hinan, und indem wir stiegen, quoll aus allen Ritzen und Tiefen um uns herum ein weißlicher Dunst und hob sich jachte in die Höhe, bis es ansah, als ob die fahlen Ru-

ten der Buchen dampften und als ob aus jeder Nadel der Fichten ein zartes Atmen feuchter Luft ausginge. Wir gingen schließlich in dem fließenden Nebel wie in einem weiten wallenden Mantel, der allmählich Baum und Strauch einhüllte, bis wir kaum noch drei Schritte vor uns sahen. Endlich waren wir auf dem Gipfel des Berges am Fuße des Aussichtsturms, der über uns in undeutlichen Umrissen in die finstere, graue Nebelluft hinaufstieg, wie ein unheimliches Nachtgespenst.

„Wollen wir den Turm besteigen?“ fragte einer von unserer Wandergesellschaft. „Sehen werden wir doch nichts!“

Aber der Sinkende ist immer für ein ganzes Werk. Hatte er seinen Stelzfuß den weiten Berg hinaufgeschleppt zum großen Erstaunen der jungen Leute, die mit auf dem Wege waren, so wollte er auch auf der Plattform des vielgenannten Aussichtsturms gewesen sein, wenn es auch nichts zu sehen gab. Und so stieg er — mühselig genug! — hinauf. Die Mühe ward aber belohnt. Der Nebel reichte gerade bis zum Zinnenkranz des Turmes. Die Plattform lag im klaren Licht des Frühmorgens. Und zu unseren Füßen webte und wallte das weiße Meer des Nebels. Gerade war die Sonne aufgegangen und unter ihren Strahlen schien dies Nebelmeer golden in unbeschreiblicher Herrlichkeit. Weit hinaus — nichts als dies sanfte Auf und Ab der goldenen Wellen! Wir da oben wie auf einer Insel, die über dem Meere schwamm. Nur in der allerfernsten Ferne sah man ein paar blaue Berggipfel, die, wie der uniere — über den Nebel hinausragten und in ihrer Einsamkeit einander zu grüßen schienen: „Du dort! Bist auch Meister geworden über den unheimlichen Gast, der zu unseren Füßen heraufgetrohen ist, bis er uns begraben kann?“ Drunten in der Tiefe lag unbewegt das weiße, sonnenüberglänzte Feld des Nebels, in lächelnder Ruhe: „Ich habe es besorgt! Nun ist die Welt unter meiner Macht. Sie muß schlafen, bis es mir gefällt, sie wieder zum wachen Licht zu bringen!“ Ein wunderliches Triumphlied ohne Worte, ohne Melodie, und doch herzzerreißend: das Lied von einer begrabenen Welt!

Daran muß der Sinkende denken, wenn er sich anschaut, etwas zu erzählen von dem vergangenen Jahr.

Jahrer Sinkender Vöte für 1921.

Denn so sieht er sein liebes Deutschland vor sich: wie eine begrabene Welt, über der ein unendlicher Nebel liegt, und niemand weiß, wann endlich einmal die finstere Hülle reißt und das deutsche Tal mit seinen Dörfern und Städten und seinen blitzenden Strömen im Glanz der guten, alten Frau Sonne wieder zu lächeln beginnen wird. Es ist ein Trauerspiel, das der Sinkende singen muß, und ihm selber möchte sein altes treues Herz dabei brechen. Aber er weiß doch, daß über dem Nebel die Sonne steht. Einmal muß sie siegen. Davon läßt sich der Sinkende nicht abbringen. Drum weht durch sein Trauerspiel etwas wie eine zarte Hoffnung. So wie ein ganz, ganz fernes Glockengeläute, das einen im dunkeln Wald Umherirrenden trifft und ihm sagt: Den Heimweg wirst du finden, wenn es Zeit ist!

Es ist das erste Friedensjahr, das hinter uns liegt. Wie lang haben wir auf den Frieden gewartet! So wie es die Bibel erzählt von dem Noach, der in seiner finsternen Arche saß und einen Tag um den andern darauf harrete, daß die Sintflut verschwinden solle und das lichte Grün der Wiesen aus dem Wasser auftauche! Und siehe da! eines Tages kam die Taube, die er ausgesendet hatte, und trug ein Delblatt im Schnabel: „Jetzt ist die Erde wieder frei und funktelt im Schein der Sonne, die die frischen Blätter aus der Baumrinde lockt.“ So haben wir geharrt auf die Friedensstaube. Aber als sie kam, trug sie kein Delblatt im Schnabel, sondern einen Distelzweig. Und die Stacheln der Distel haben hart genug gestochen und stechen heute noch, daß die Haut blutig wird und die Wehschreie durchs Land hallen.

Sonst, wenn ein Volk besiegt darniederliegt, haben seine Sieger Mitleid mit ihm und lassen es in Ruhe, daß es seine schweren Wunden, die es vom Kriege erhalten hat, ausheilen kann. Aber über unser Volk legte sich wie eine finstere Wolke — der Haß, der nicht vergessen und nicht verzeihen kann. Wir sind wie der Mann im Gleichnis, der unter die Mörder gefallen ist. Sie haben nicht genug daran, daß wir am Boden liegen. Sie treiben ihren Schimpf mit uns, und wir müssen wehrlos und ohnmächtig dieses Spiel des Hasses und des Uebermutes dulden. Und der flammendste Haß bricht aus der Seele des Franzosenvolkes auf uns herein. Gleich nach dem unseligen Tag von Versailles haben wir das erfahren müssen. Die Engländer und die Amerikaner sandten unsere Gefangenen heim, aber die Unglücklichen, die in Frankreich schmachteteten, mußten in dem Geis der Gefangenschaft bleiben. Unsere Bahnhöfe, unsere Stadtstraßen und Dörfgassen schmückten sich mit Fahnen, um denen, die so viel um unseretwillen geduldet hatten, einen Freudentag zum Willkommen zu bereiten. Die Frauen harreten Tag um Tag, daß ihre Männer wiederkämen, und die Kinder lernten wieder das langentbehrte Wort „Vater“ sprechen. Manch eine Braut saß mit pochendem Herzen und wartete der Stunde, da der Herzallerliebste sie in die Arme schlingen sollte. Aber dervelten mußten die Erleichterten mit finsterem Groll im Herzen in dem zerstörten Nordfrankreich die Aufräumungsarbeiten besorgen, in den Schützengräben sitzen und bei kümmerlicher Kost die verwüsteten Felder neubauen und die ersten Häuser aufrichten, in denen die zurückgekehrten Bewohner ein Obdach finden sollten. Blindgänger von Granaten, die im Boden staken, zerrißen beim Umgraben manchen von den Unglücklichen, die „mitten im Frieden“ das Ende fanden, dem sie im

Toben der Schlacht entgangen waren, und daheim warteten die Seinen umsonst seiner Wiederkehr.

Ihre Uebermacht wiesen die Feinde, als es sich darum handelte, unseren deutschen Brüdern in Oesterreich den Anschluß an Deutschland zu ermöglichen. Das war ja einer der ganz wenigen Lichtstrahlen gewesen in dem schrecklichen Zusammenbruch des Jahres 19, daß wir hoffen, jetzt werde sich der Traum unserer Väter erfüllen und endlich alles, was die deutsche Sprache spricht, zusammengehören „von der Elbe bis an den Belt“, und und wie gerne wären unsere Nachbarn in Oesterreich, die sich immer nach der Vereinigung mit Altdeutschland gesehnt hatten, zu uns gekommen! Unsere neue Reichsverfassung hatte im Artikel 62 von diesem Anschluß Oesterreichs gesprochen und dem österreichischen Nachbarn beratende Stimme im Reichsrat zugebilligt. Aber das konnte der Franzose nicht leiden. Hat er wirklich insgeheim die Furcht, daß einmal ein Tag kommen könne, an dem Deutschland aus seiner Ohnmacht sich erhebt und über den Rhein zieht? Oder will er nur seinen Haß laufen lassen, damit dem Deutschen in seinem Jammer auch das letzte Lichtlein des Trostes ausgeblasen wird? Der „Oberste Rat der Alliierten“ verlangte „der Artikel 62 muß abgeschafft werden, sonst marschieren wir in Deutschland ein.“ Es war umsonst, daß wir sagten: „Das hat mit dem Frieden von Versailles gar nichts zu tun!“ Recht gibt es nicht für den Besiegten, der sich unter die Knute der Macht beugen muß. Und dieselben, die einst die ganze Welt vollgeschrien hatten, daß sie für Wahrheit, Recht und Freiheit kämpften, zwangen wider alles Recht und alle Freiheit uns Deutsche, daß wir am 22. September noch einmal nach Versailles gehen und ein Protokoll unterschreiben mußten: Der Artikel 62 ist null und nichtig. Damals hat der Sinkende sich an den Großen Kurfürsten erinnert, der auch auf ein gutes Recht verzichteten mußte unter der französischen Uebermacht und ausrief: „Einst wird aus meinen Gebeinen ein Räder er stehen!“ Und er hat sich gefragt, der Sinkende, ob die guten deutschen Bauern und Arbeiter, die sich von dem Mattenfängerlied der Verbündeten hatten betören lassen, immer noch glauben, daß der Kampf der Engländer und Franzosen nur dem preussischen Militarismus gegolten hat und nicht dem deutschen Volk? Ob wohl der deutsche Michel einmal durch Schaden klug wird und merkt, daß die Politik seiner Gegner nichts ist als Spitzbüberei? Ob wir jetzt endlich wissen, daß wir nichts auf Erden haben — als uns selbst?

Und dann kam gleich drauf wieder eine neue Demütigung. In den baltischen Ländern standen noch deutsche Truppen. Die sollten dort einen Damm bilden gegen die russischen Bolschewisten. So hatten es unsere Gegner gefordert, so lange sie Angst hatten vor der „roten Flut“, die von Petersburg und Moskau her die westlichen Länder bedrohte. Die Deutschen waren gut genug dazu, ihre Köpfe hinzuhalten, damit der geheiligte Goldsack von Paris und London nicht in Gefahr kommen könnte. Und die Deutschen haben ihren Mann gestellt, wie überall, wo man sie hinstellt. Nun pfliff mit einemmal der Wind aus einem andern Loch. Die Alliierten merkten, daß sie vor dem Bolschewismus sicher seien, denn bei ihnen wurde nicht Revolution gespielt, wie manche unserer törichten deutschen Arbeiter gebosft hatten. Es zog Ruhe ein in den siegreichen Ländern, denn man hatte ja gesiegt, und zu essen gab es auch wieder in Hülle und Fülle. Jetzt schielte der Franzose argwöhnisch nach dem Baltikum. Was

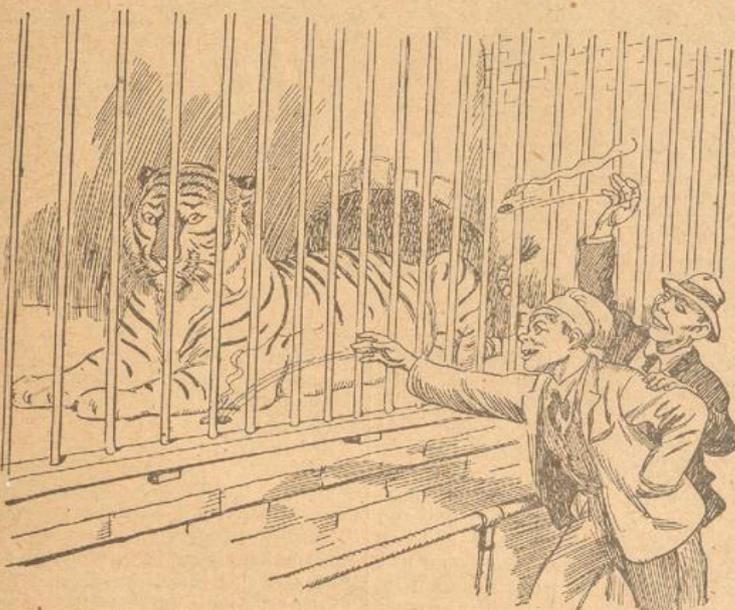
wird dort vorgehen? Man hatte den deutschen Soldaten Land versprochen als Lohn für ihre Dienste, und die jungen Männer hatten die Not der Kämpfe mit all den furchtbaren Grausamkeiten willig erduldet, weil sie ein Stückchen eigener Scholle winken sahen. Aber der Franzose hatte Sorge, daß am Ende in den baltischen Ländern eine Art von deutschen Kolonien erstände und das zertretene Deutschland dort eine neue Blüte erlebe. Darum hieß es: Die Deutschen müssen heraus aus den Baltikländern! Am 28. September verlangte der Franzosengeneral Nudant, daß das Baltikum sofort geräumt werden müsse. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan — er kann gehen!“ Das alte Lied! Und weil die armen betrogenen Deutschen nicht sofort den Schießprügel wegwarfen und in hellen Haufen heimgingen, wurde die deutsche Schiffsahrt in der Ostsee verboten. Wir sollten wieder einmal mit der Hungerpeitsche gezüchtigt werden. Keine Fische mehr! Keine Waren aus Schweden mehr! Wer nicht pariert, kommt in den Hungerturm! Das ist die englische politische Weisheit, und man weiß recht gut, daß sie ihr Ziel erreicht. Unsere Regierung mußte den Soldaten den Sold und die Verpflegung verweigern, sie mußte den General v. d. Goltz abberufen und einen General v. Eberhard nach den Baltikländern schicken, und endlich war Mitte Dezember der letzte deutsche Soldat aus fremdem Land verschwunden. Was nun die „Roten“ in dem armen Land anstellten, was insbesondere Riga zu leiden hatte, in dem alles, was deutsch war, erbarmungslos verfolgt wurde — mehr als ein Dutzend evangelischer Pastoren wurde niedergemetzelt! — danach fragten die Herren an der Seine und an der Themse nicht. Was einem nicht in den Kram paßt, das sieht man nicht, und die Hauptsache war, daß der verfluchte Deutsche wieder einmal sein Fett bekommen hatte.

Die nächste Ohrfeige bekamen wir wegen der tapferen Tat unserer Seeleute, die in Scapa Flow die dort internierten deutschen Kriegsschiffe verlenkt hatten, um sie den Händen der Feinde zu entziehen. Eine Tat, ob deren Größe selbst die englischen Seeleute ihre Bewunderung nicht hatten verlagern können! Aber die Strafe mußte kommen. Denn Edelmut muß man von der „ritterlichen Nation“ nicht erwarten. So verlangte denn der Oberste Rat auf unablässiges Drängen der Franzosen, daß Deutschland 400 000 Tonnen an Vagern, Kranen, Schleppern und Schwimmdocks abliefern müsse. Das waren vier Fünftel unseres gesamten Bestandes. Und sie abliefern, das hieß: die ganze deutsche Handelschiffsahrt auf Jahrzehnte hinaus vernichten. Dann war die Hungersnot in Deutschland verewigt, wenn wir keinen Handel mehr treiben konnten. Ein Wehsehrei ging durch unser Volk. Wir sahen den Ruin vor unseren Augen. Aber was half all unser Weh und Ach? Mit vielem Bitten und Betteln wurde die Forderung auf etwa zwei Drittel ermäßigt und uns versprochen, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Deutschlands zu prüfen und dann, wenn sich's wirklich zeigen werde, daß wir das nicht tragen könnten, werde uns ein Teil des abgelieferten Materials wieder zurückgegeben. Am 15. Dezember mußten wir auch diesen bitteren Kelch trinken.

Dabei war es immer noch nicht ganz Friede, denn die Ratifikationsurkunden waren noch nicht ausgetauscht. Das sind Schriftstücke, in denen die verschiedenen Parlamente der feindlichen Völker ihre Zustimmung zu dem Friedensvertrag geben, und Frankreich hatte diese Friedensratifizierung absichtlich so lang wie möglich

hinausgezögert. Endlich am 10. Januar 1920 wurde der Friede endgültig geschlossen, und der französische Ministerpräsident, der ärgste Deutschenhasser, der "Tiger" Clemenceau, verkündete, daß jetzt die deutschen Gefangenen heimgesendet werden sollten. Das war der einzige Lichtblick in der Finsternis dieses "Friedens", der sich vor uns aufstaut wie ein dunkles Tor, durch das Gesesselte ziehen in einen Kexker, über dem die Inschrift steht, die einst der italienische Dichter Dante über dem Tor der Hölle prangen sah: „Laßt alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr eintretet!“ Nun, wir lassen doch nicht alle Hoffnung fahren. Denn wir sagen uns: Es sind noch nie die Bäume in den Himmel gewachsen, auch die deutschen Bäume nicht, die so stolz und redendhaft zum Himmel emporstrebten und nun vom Wetterstrahl getroffen worden sind, ihrer herrlichen Wipfel beraubt. So werden auch die englischen und die französischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Feinde werden alle merken müssen, daß auch sie ihre Suppe mit Wasser lochen müssen. Vorerst meinen sie freilich, das deutsche Volk liege in der Kelter wie die abgeernteten Trauben und sie dürsten nur den Hebelbaum einlegen in die Schraubengewinde dieser Kelter, damit ihr Freudenwein

Bäumen, die sich ihren König wählten: „Wenn wir den Dornbusch zum König wählen, fährt Feuer aus ihm und verzehrt die Federn des Libanon!“ Und sie wollten vorerst noch Federn bleiben; das will sagen: sie wollten auch noch etwas bedeuten in Frankreich. Darum sorgten sie dafür, daß am 17. Januar Herr Paul Deschanel zum Präsidenten gewählt wurde, und der greise "Tiger" konnte die Gefangeneine, die ihm ein Präsidentenständchen im Palast Elisee zu Paris hatten geben wollen, schleunigst wieder heimzuschicken. Die konnten dann ein neues Lied über nach der Melodie „Ludank ist der Welt Lohn“. Und Herr Clemenceau hat seinen Champagner, den er hatte kaltstellen lassen, allein trinken dürfen. Den „Sinkenden“ hat er nicht dazu eingeladen. Der wäre allerdings auch nicht gekommen.



Sie wollten ihr Mütchen kühlen wie ein paar Lausbuben an einem eingesperrten Königstiger, dem sie ihre brennenden Zigarrenstumpen zwischen die Gitterstäbe werfen.

Jetzt spielt in Frankreich Herr Millerand die erste Flöte. Aber diese Flöte gibt keine lieblichen Töne. Früher war Millerand bei den Sozialdemokraten und hat von Weltverbrüderung geredet. Heute weiß er nichts mehr davon. Wenn er könnte, würde er die Deutschen samt und sonders vergiften wie die Ratten. Und wenn er in seinem seidenen Bett zu Paris schläft, träumt er von nichts anderem als von einer neuen Knute, die er erfinden möchte, um sie über den

aus dem Kelterrohre fließe. Aber so ein ausgepreßtes und ausgemergeltes und ausgehungertes Volk gibt ihnen nicht mehr viel Wein. Die französischen Minister schreien freilich Tag um Tag, wenn das französische Volk jammert wegen der teuren Preise, die man drüben über dem Rhein so gut zahlen muß wie hüben: „Habt nur Geduld! Die Deutschen bezahlen alles!“ Aber wir lassen sie schreien und zucken die Achseln: „Ihr Herren Franzosen, wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren — und der Franzosenpräsident erst recht!“

Müden der gefaßten "Boches" zu schwingen. Aber es glückt ihm doch nicht alles, was er ausheckt. Zuerst ging es an den früheren deutschen Kaiser Wilhelm II. Es war den Verbündeten nicht genug, daß der einst so mächtige Mann ein armer Verbannter geworden ist, der in einem holländischen Schloß zu Amerongen sitzt und nicht über den Schloßpark hinauskommt. Sie wollten noch ihr Mütchen an ihm kühlen wie ein paar Lausbuben an einem eingesperrten Königstiger, dem sie ihre brennenden Zigarrenstumpen zwischen die Gitterstäbe werfen. Und so verlangten sie von der holländischen Regierung, sie müsse den "Ertaiser" ausliefern, damit sie ihn in London vor ihrem Gerichtshof verurteilen könnten wie einem gemeinen Verbrecher. Sie hatten dabei einen Hintergedanken. Weil sie selber kein reines Bruststuch haben und immer noch fürchten, daß eines Tages die Wahrheit ans Licht kommt und daß man dann mit den Herren Poincaré, Grey, Lord Northcliffe, Lloyd George, Cassanoff, und wie die Drahtzieher des Weltkrieges alle heißen, ein schlimmes Spiel anheben könnte, schreien sie wie jener verfolgte Dieb: Haltet den Dieb! Und sie denken,

Mit dem Franzosenpräsidenten ist es übrigens komisch gegangen. Die ganze Welt hat geglaubt, Präsident werde Herr Clemenceau, zum Dank dafür, daß er die Deutschen auf den Boden gerungen hat. Und am meisten wird er es selbst geglaubt haben. Vielleicht hat er schon ein feines Essen bestellt im vornehmsten Gasthaus zu Paris. Aber es war Essig mit seiner Präsidenschaft! Die französischen Ministerkollegen des Herrn Clemenceau haben schon lang etwas spitigige Augen nach dem Allmächtigen hingemacht und gedacht wie einst Jotham in der berühmten Fabel von den



Der Hinkende hat neben den Trauerstor, den er um das Standbild der Germania geschlungen hat, ein grünes Tannenreis gesteckt.

wenn der deutsche Kaiser als der Weltverbrecher dasteht, dann sind sie „wie Kinder engelrein!“ Darum sollte dem Kaiser der Prozeß gemacht werden. Aber sie haben ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Holländer haben ihnen geantwortet: „Hand weg von der Butte! Hier in Holland sind wir Herren im Hause. Da habt ihr nichts zu befehlen. Wir Holländer haben dem unglücklichen Mann ein Asyl geboten, und wir sind nicht gewohnt, unsere Gastfreundschaft mit dem Verrat endigen zu lassen.“ Die Holländer haben noch etwas, das in der Welt allmählich selten geworden ist, den „Buntentri“, wie des Hinkenden guter Freund in Günterstal sagt, den point d'honneur, den Ehrenpunkt, und zum erstenmal nach dem Schmachtfrieden von Versailles haben wir Deutsche merken dürfen, daß es auf der Erde Menschen gibt, nicht bloß — Raubtiere!

Auch bei einer anderen Auslieferungsgeschichte haben die Verbündeten nicht viel Glück gehabt. Sie hoben nämlich verlangt, daß wir über 900 deutsche Heerführer, Offiziere, Ärzte, Mannschaften ausliefern sollten, weil diese sich Verfehlungen gegen die Bestimmungen des Haager Völkerabkommens über unmenschliche Kriegführung hätten zuschulden kommen lassen. Es waren die edelsten Namen darunter: Unser Ludendorff, Kronprinz Ruprecht v. Bayern, Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, Admiral v. Capelle usw. Alles, was während der furchtbaren Kriegszeit unser Land mit Stolz und Freude erfüllt hatte, sollte jetzt in den Schmutz getreten werden. Vor einem Gerichtshof, in dem lauter Franzosen, Engländer, Italiener sitzen sollten, hätten die Männer erscheinen müssen. Ihre Ankläger sollten ihre Richter sein. Bis zum Himmel hätte diese deutsche Schmach gestunken! Aber das ging doch lieber die Hutschnur. So lammesgeduldig das deutsche Volk alle die Streiche hinnahm, die ihm der

Standbild der Germania auf seinem Schreibtisch geschlungen hat, ein grünes Tannenreis gesteckt. Der erste Hoffnungschein ist ihm aufgeleuchtet: Das deutsche Volk findet wieder seine Seele!

Und noch ein Lichtblick war in all dem schweren Dunkel — der kam von einem unserer Gegner. Von Amerika. Es ist etwas Wunderliches: Amerika war nicht zufrieden mit dem Vertrag von Versailles. Alle Staaten unterzeichneten den Friedensvertrag, aber Amerika hat bis auf diesen Tag noch nicht unterschrieben. Das war eine böse Ueberraschung für den Präsidenten Wilson. Er hatte sich eingebildet, wenn er nach Newyork zurückkomme, werde man ihn empfangen wie einen römischen Triumphator. Er sah sich schon mit dem Zepter des Weltherrschers in der Faust auf dem goldenen Wagen durch die breite Straße, die man die fünfte Allee nennt, hindurchfahren, umjubelt von unzähligen Tausenden. Aber als er kam, nahmen die Leute Reißaus wie vor einem Schuljungen, der seine Sache schlecht gemacht hat in der Prüfung. Und aus den Reihen seiner bisherigen Getreuen scholl es ihm auf seine Frage „Was ist denn mit euch los?“ zurück: „Deinen Völkerbund machen wir nicht mit!“ denn die Amerikaner haben eine feine Nase, die mehr riecht als die anderen, die sich haben einfangen lassen, als England die Botschaft in die Welt hinausposaunte: „Wir machen jetzt einen Völkerbund, der für alle Zukunft den Krieg unmöglich machen wird! Die Völker der ganzen Erde tun sich zusammen und beschließen, wenn es einmal Streit zwischen zwei Völkern geben wird, wer nachzugeben hat, und dann kann keiner mehr zu den Waffen greifen. Soldaten brauchen wir dann keine mehr und Kriegsschiffe auch nicht. Alle die vielen Milliarden, die wir bisher für die Kriegsmaschinen ausgegeben haben, können wir für bessere und schönere Dinge verwerten!“ Und als die Völker

Daß seiner Gegner zubilligte — jetzt schrie es auf: „Nun und nimmermehr!“ In allen Städten unseres Landes hielt man Protestversammlungen ab und sagte den Feinden: „Macht was ihr wollt mit uns! Marschier ein, besetzt unser Land und sei es bis Berlin. Aber ehelos werden wir nicht! Lieber alles ertragen, nur die Ehre nicht verlieren!“ Und der Reichswehrminister Noske erklärte: „Weder unsere Reichswehrtruppen noch unsere Polizei geben sich zu Schergerichten her!“ Hätten die Gegner die gehaltenen Männer haben wollen, sie hätten sie sich selber holen müssen. Und zum erstenmal haben sie eingesehen, die Männer an der Seine und an der Themse: Wir haben den Bogen überspannt! Sie mußten sich mit der Erklärung Deutschlands begnügen: Wir werden die wirklich Schuldigen vor unser eigenes Gericht stellen. Wir wollen selbst urteilen und verurteilen, wenn einer blutiges Unrecht getan hat! Damals hat der Hinkende neben den Trauerstor, den er um das

diese Botschaft hörten, waren sie ganz außer sich vor Freude. Der Sinkende hätte auch gar zu gern sich auf die Strafe hinausgestellt und dem Völkerbeglückter England seinen Hut zum Willkommen entgegen geschwungen, wenn ihm nicht das alte Sprüchlein eingefallen wäre: Mit Speck fängt man Mäuse! Und wenn er nicht gesehen hätte, daß man den Deutschen verbot, ein großes Heer zu halten, und daß man die deutschen Kanonen und Kriegsschiffe als Alteisen verkaufen wollte, — aber die Franzosen haben keinen einzigen Soldaten entlassen. Im Gegenteil, die armen Elskässer, die sich darauf gefreut hatten, der deutschen Bichelhaube entronnen zu sein, müssen jetzt vor den französischen Schilderhäusern Wache stehen und werden von den französischen Korporalen nicht um ein Haar besser behandelt als früher von den preussischen Unteroffizieren. Und die Engländer bauen seelenruhig neue Kriegsschiffe zu den alten und werden bald wieder jubeln: Britannia herrscht auf den Wogen des Weltmeeres, weil niemand ihrer Flotte Widerstand leisten kann. Und der gepriesene Völkerbund sieht genau so aus wie vor sechs Jahren der berühmte bewaffnete Friede. Es ist und bleibt ein Stacheligel. Nur daß seine Stacheln Tanks und Luftschiffe und andere kugliche Dinge sind. Das hat der Amerikaner gleich gerochen, daß der Völkerbund nichts anderes ist als eine Genossenschaft mit unbeschränkter Haftplicht zur Aufrechterhaltung der englischen Welt Herrschaft. Es ist, wie es schon seit drei Jahrhunderten gegangen ist, immer das nämliche Spiel: die Völker, die dumm genug sind, haben die Ehre, für die englische Welt Herrschaft auf sämtlichen Schlachtfeldern der Welt zu verbluten. Und da sagten die Amerikaner: Für dies Vergnügen bedanken wir uns. Sucht euch Dummere dazu aus! Obwohl der Präsident Wilson beinahe auf den Rücken fiel vor Schreden und Wut über sein „getreues Volk“, — die Amerikaner machen nicht mit. Das ist Aus und Amen, obwohl sogar die Schweiz, die sich erst lange dagegen getraut hatte, schließlich unter das englische Joch gekrochen ist und durch eine Volksabstimmung stolz sich als Mitglied des Völkerbundes bekannt hat.

Und noch eins dachten die Amerikaner. Sie sind kluge Geschäftleute. Und sie möchten mit uns Deutschen Handel treiben. Sie können sonst ihre viele Baumwolle verkaufen lassen, wenn sie ihnen niemand mehr abkauft. Die Engländer kaufen sie nicht. Denn die haben selber Baumwolle und möchten sie verkaufen. Aber die Amerikaner sagten: „Wenn man die Deutschen zu Bettel Leuten macht, können sie uns nichts mehr abkaufen, und dann sind wir gerade so gepörscht, wie die Deutschen. Die Deutschen müssen dann verhungern und wir können in unserem eigenen Fett erstickten. Und das Erstickten ist auch nicht viel plästerlicher wie das Verhungern.“ Und so kommt's, daß man „drüben“ jeden Tag ruft: Wir machen Frieden mit Deutschland auf eigene Faust und lassen uns von den Eng-

ländern nichts dreinreden!“ Wenn im nächsten Jahr der Sinkende wieder von den Welthändeln erzählt, hofft er sagen zu können von einer ehrlichen Freundschaft zwischen dem Sternbanner und der deutschen Fahne. Und er denkt mit Dankbarkeit all der vielen Wohlthaten, die unsere Brüder in Amerika uns Halbverhungerten erwiesen haben. Die Schiffe, die von „drüben“ gekommen sind, waren bis ans Deck angefüllt mit Lebensmitteln für deutsche Kinder, und man hat wieder gespürt, daß das deutsche Herz in Amerika nicht vereist und nicht verrottet ist, sondern hell und warm schlägt wie seit alters.

Dabei darf er auch die Schweden nicht vergessen, die wie die Nachbarn in der Schweiz viele Tausende von deutschen Kindern zu sich eingeladen haben, damit die blassen Bäcklein wieder Farbe bekommen und die dünnen Beine und Arme wieder wacker wurden. „Gute Freunde und getreue Nachbarn,“ so hat der Dr. Martin Luther gesagt, „gehören zum täglichen Brot.“ Gott sei Dank, daß wir sie haben! Haben doch die Schweden die Einkünfte aller Theatervorstellungen, Konzerte, Kinoaufführungen usw. einer ganzen Woche für die hungernden Kinder in Deutschland bestimmt! Und — alles, was recht ist, auch bei den Engländern haben sich Barmherzige gefunden, das waren die Quäker, die Angehörigen einer englisch-amerikanischen Sekte, die während des Krieges die einzigen waren, die nicht in das Verdammungsurteil der englischen Presse gegen die Deutschen eingestimmt haben. Die haben sofort nach dem Frieden sich zusammengetan, um eine große Hilfsarbeit für die Hungernden in Deutschland ins Werk zu setzen. Sie wollen damit beweisen, daß über alle Großmächte der Erde noch eine viele größere Großmacht herrscht, das ist die Großmacht der Christenliebe, die nicht mit der Faust ihre Siege gewinnt, sondern mit dem Herzen. Das waren ein paar Lichtblicke mitten in dem düsteren Nebeltag unserer Leidensgeschichte.

Aber der Nebel ist dicht genug geblieben. Denn sofort nachdem der Frieden „ratifiziert“ war, ging es an die Ausführung der Friedensbedingungen. Und da war vor allem das Schicksal von Schleswig-Holstein, Westpreußen und Schlesien! Die Feinde hatten ein



Der Franzose schloß die Schöne in seine Arme: „Im Namen der Menschlichkeit gebe ich Ihnen den Fuß Frankreichs!“

wunderschönes Wörtlein gesprochen, das lautete wie lauter Engelsang. „Man hat in früheren Zeiten,“ so sagten sie, „die Völker verschachert wie Sklaven oder wie Hammelherden. Jetzt wollen wir es anders machen. Wir werden die Völker abstimmen lassen, zu welchem Land sie gehören wollen!“ Das nannte man das „Recht der Völker auf Selbstbestimmung!“ Wie gesagt, das ist wunderschön, wenn nicht ein riesengroßes Aber dahinter wäre. Wie soll es denn sein, wenn in einem Landstrich an der Grenze Deutschlands nach und nach sich eine Menge Polen oder Dänen angesiedelt haben? Dann stimmen die Polen für Polen und wenn hundertmal das Land ein uraltes deutsches Besitztum ist. Und Abstimmungen kann man machen, wenn man nur will. Man braucht bloß in letzter Sekunde so und so viel Deutsche wegzagen oder weggraulen. Dann können die ihre Stimme nicht für ihr Heimatland in die Urne legen. Jedenfalls hat sich der Hinkende seine eigenen Gedanken gemacht über die große tönende Redensart von der freien Selbstbestimmung der Völker. Es ist ihm heute noch nicht recht klar, warum dies bloß in Deutschland gelten soll, aber nicht in Irland oder in Aegypten. Sollten einmal dort abstimmen lassen, die Herren Engländer! Dann würden sie ihr blaues Wunder erleben. Für England würde keine einzige Stimme abgelegt werden. Aber — halt, Bauer, das ist etwas anderes,“ ruft da der Engländer. Was einmal englisch ist, das bleibt englisch. Und wer sich nicht fügt, der fliegt! Nicht umsonst hat ein englischer General in Indien ein paar Hundert arme Tröpfe massakrieren lassen. Die wollten auch „Selbstbestimmung!“ dann kam die englische Kanone und gab ihnen Selbstbestimmung, aber — ins Jenseits!

Das erste deutsche Gebiet, das zur Abstimmung schreiten mußte, war Schleswig-Holstein. Und damit dort ja alles in „Ruhe und Ordnung“ zugehe, marschierten am 25. Januar französische Truppen in Flensburg ein. Mitten auf dem Marktplatz hielt eine Dame eine Rede in französischer Sprache an den Kommandeur, dem sie ein prachtvolles Blumengebüde überreichte. Und der Franzose schloß die Schöne in seine Arme: „Im Namen der Menschlichkeit gebe ich Ihnen den Kuß Frankreichs!“ Die Abstimmung selbst wurde in zwei Zonen vorgenommen. Der nördliche Teil Schleswig-Holsteins fiel an Dänemark. Aber der südliche Teil wehrte sich um sein Deutschtum. Flensburg ist deutsch geblieben. Und es strömte eine Flut deutschen Stolzes und deutscher Kraft über dieses hochgewachsene blondhaarige und blauäugige Volk. Der letzte trat an die Urne. Man mußte: „Jetzt schlägt unsere Schicksalsstunde.“ Nun flattert das deutsche Banner in den Straßen der reichen Handelsstadt. Und niemand wird es herunterholen. Unsere deutschen Brüder im dänisch gewordenen Norden schauen sehnsüchtig nach Süden und fragen: „Wann wird für uns einmal die Erlösungstunde schlagen?“ und wir geben ihnen die Antwort: „Niemand reißt euch aus unserem Herzen. Wir warten wie ihr auf einen heiligen Tag, an dem Deutschland wieder in Ehren hochsteht. Dann läuten auch euch die Glocken wieder zur Auferstehung des deutschen Wesens.“

Wie die Abstimmung in Schlesien und Westpreußen ausfallen wird? Niemand weiß es. Auch dort sind die Franzosen einmarschirt und haben allerhand Gewaltthatigkeiten ausgeübt. Sie möchten am liebsten den Deutschen den Boden dort so heiß machen, daß sie davongehen. Aber ein wackerer Deutscher bleibt, so-

lang er atmen kann, auf seinem Posten. Dulden haben wir gelernt. Und Ausharren wird unsere Zukunft sein.

Aber dazu bedarf es noch eins! Und damit sieht es noch recht windig aus — vorerst. Das ist etwas, was wir Deutschen nie recht gekannt haben und was wir, wie es scheint, auch jetzt nicht lernen mögen. Das ist — Einigkeit! Zwar hat die Nationalversammlung das große Werk einer Verfassung des deutschen Reiches zustande gebracht. Am 31. Juli wurde sie mit 262 Stimmen gegen 75 Stimmen der Deutschnationalen und der deutschen Volkspartei angenommen. Am 11. August wurde sie unterzeichnet, und am 13. August ist sie in Kraft getreten. Am 21. August ist der vorläufige Reichspräsident Obert auf die Verfassung feierlich vereidigt worden. Sie besteht aus 181 Artikeln und zerfällt in zwei Hauptteile: Aufbau und Aufgaben des Reiches und Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen. Der große Hauptgedanke ist der: Das Deutsche Reich soll einen Einheitsstaat bilden. „Das ganze Deutschland soll es sein!“ das ist das alte Lied, das wir schon in der Jugend gesungen haben und des Hinkenden altes Herz hat gelacht vor lauter Seligkeit, wie er gesehen hat: Jetzt endlich soll einmal der uralte Hader zwischen den deutschen Stämmen aufhören. Und es soll nimmer der Bayer und der Schwabe und der Alemanne und der Pfälzer auf seinem Troststühlchen sitzenbleiben und sagen: Was geht mich Deutschland an? Jetzt soll es endlich dahin kommen, daß wir nichts anderes sein wollen als Deutsche und wieder Deutsche und erst jetzt Deutsche. Das paßt freilich dem Franzosen nicht recht in den Kram. Dem wäre es am liebsten, er könnte es wieder so machen, wie es zur Zeit des ersten Napoleon gewesen ist, wo die süddeutschen Fürsten ein Klümplein für sich waren und sich von dem stolzen Franzosenkaiser scheren lassen wie eine Schafherde. Damals war der Main der Trennungstirch zwischen dem Norden und dem Süden, und unser gutes deutsches Volk war in Schmach und Ohnmacht. Darum ist es etwas Herrliches, daß jetzt Deutschland sich zusammengeschniebet hat mit einem eisernen Reiß und nimmer auseinandergeprengt werden kann. Jetzt gibt es keine Landesbahnlinien mehr, sondern Reichsbahnlinien, und die bayerischen Briefmarken haben so gut aufgehört wie die württembergische Post. Die Markensammler haben die Postämter in Bayern schier gestürmt, um die letzten bayerischen Marken zu ergattern, und die Württemberger haben sogar eine besondere Abschiedsbriefmarke drucken lassen! Denn hierfür wird auf den Briefmarken nur noch die Germania zu sehen sein.

Auch die Steuern werden von jetzt an von dem Reich erhoben werden, damit die Deutschen ganz gleichmäßig zum Tragen der Reichsschulden herangezogen werden, und die einzelnen Bundesstaaten werden ihre Bedürfnisse von dem Reich zugewiesen erhalten. Auch die Städte dürfen nicht mehr ihre Umlagen erheben, wie sie wollen, sondern müssen ans Reich gehen, um die Mittel für ihre vielen Obliegenheiten von dort sich zu erbitten. Der Böwenwirt meint freilich: „Hallo, Hinkender, das will mir nicht gefallen! Da zieht uns das Reich das Fell über die Ohren, und wenn wir in Strümpfelbrunn eine Wasserleitung bauen müssen, heißt es, es sei kein Geld da!“ Aber der Hinkende lachelt: „Nur gemacht! Es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird. Auch die Gemeinden haben noch allerhand Steuerquellen. Als da sind Grund- und Häusersteuer, Gewerbe-

steuer, Luxussteuer. Und sie werden da ihre Notgroschen schon zu erhalten wissen, wenn das Reich einmal filzig sein will." Und wenn der Böwenvirt meint: „Da werden wir bezahlen müssen, daß uns das Blut unter den Nägeln hervorquillt" — sagt ihm der Hintende: „Das Zahlen bleibt freilich nicht aus. Denn wer einen Krieg verloren hat, muß bluten. Das ist eine alte Geschichte. Aber wir wissen wenigstens, wofür wir zahlen. Dafür daß unser Deutsches Reich wieder schnaufen kann, nachdem ihm beinahe das Schnaufen vergangen ist. Und wenn das Reich wieder schnauft, kann der einzelne Deutsche erst recht wieder schnaufen." Das muß uns jetzt in Fleisch und Blut übergehen, daß wir für den Staat da sind und nicht bloß für uns. Das wäre ein jämmerlicher Kujon, der jetzt an sich allein denken wollte! Erst dann, wenn wir das einmal wissen, wir

sind alle für einen und einer für alle, dann kann in Deutschland wieder bessere Zeit einzuziehen.

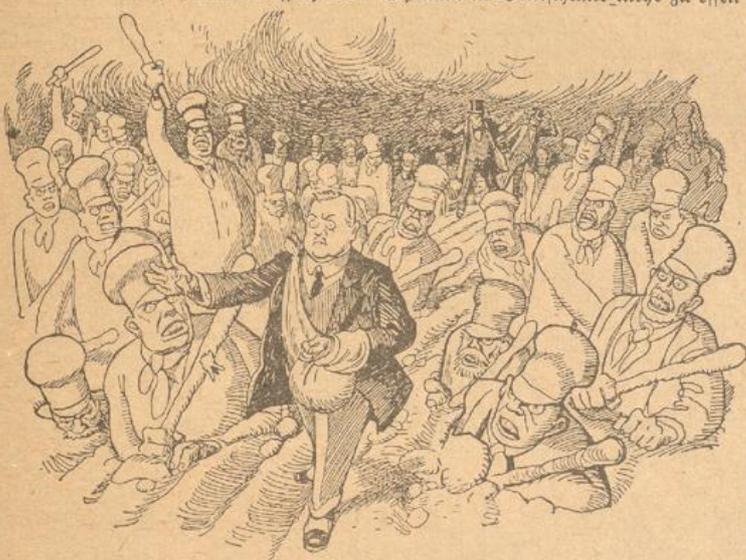
Das Reich hat aber auch in allen Kulturfragen hineinzureden: Kirche und

Schule, Kunst und Wissenschaft. Das bleibt nicht mehr den Einzelstaaten allein überlassen, sondern die Einzelstaaten müssen sich an bestimmte Richtlinien halten, die vom Reich vorgezeichnet sind. Und bis jetzt sind die Kirchen nicht schlecht dabei gefahren. Man hat ihnen den Religionsunterricht in den Schulen gelassen, und ihr Steuerrecht hat man nicht angetastet. Ihre Geistlichen werden auf den staatlichen Universitäten ausgebildet. Es ist wirklich freie Kirche im freien Staat geworden. Sogar die religiösen Orden ziehen wieder ein in Deutschland, und bald wird man in dem Lande Baden wieder wie vor über hundert Jahren die Kutten der Franziskaner und Kapuziner erblicken.

Aber was hilft die beste Verfassung, wenn im Volke nicht endlich einmal der große Ernst einzieht, der weiß: Jetzt gilt's?! Jetzt heißt es arbeiten, nichts als arbeiten, daß wir wieder in die Höhe kommen. Einer, der unser Volk lieb hat, hat gesagt: „Wir Deutschen haben die beste Verfassung in ganz Europa, aber sind wir denn auch in der besten Verfassung?" Der Hintende gäbe sein einziges gesundes Bein drum, wenn er „Ja" sagen könnte. Er würde gern seine paar alten Jahre im Fahrstuhl zubringen, wenn dafür sein deutsches Volk auf zwei gesunden Beinen herumliefe. Aber noch ist's nicht so weit. Von links und rechts hat man gegen den jungen Bau des Reiches schwere Stöße geführt, daß das Haus in seinen Grundfesten erzittern mußte.

Das Streiken hat wie ein böses Fieber gewüthet, und man war keinen Tag sicher davor, daß die Unzufriedeneten nicht die Waffen in die Hand nehmen und den ganzen Staat noch einmal umwerfen würden. Schließlich ist es in Berlin zu einem regelrechten Putsch gekommen. Am 13. März marschirten plötzlich mehrere Regimenter der Reichswehr, vor allem Truppen, die in den Baltländern gekämpft hatten, in der Reichshauptstadt ein. Ihr Führer war der General Freiherr von Küttwitz, der während des Krieges einer unserer ruhmgekrönten Generale gewesen war. Sie bemächtigten sich des Reichstagsgebäudes und eine neue Regierung wurde eingesetzt unter dem Generallandschaftsdirektor Kapp, der versprach, er werde in Deutschland Ruhe und Ordnung und neue bessere Verhältnisse einführen. Er werde dafür sorgen, daß man in Deutschland mehr zu essen bekommen werde,

und daß alle, die arbeiten wollen, auch wirklich sich ihrer Arbeit erfreuen dürften. Herr Kapp wollte der langgeachtete „Starke Mann" sein, der Deutschland not tue, wie viele gesagt hatten. Aber die Deutschen merkten, daß es nach dem Sprüchlein ging: „Schaut nicht um — der Fuchs geht um", und daß da niemand anders dahinter steckte als die alten Nachhaber, die vor dem Krieg und während des Kriegs das Nest in den Händen gehabt hatten.



Herr Kapp glich dem alten Griechenhelden, der Drachenzähne säte, aus denen schredtliche Riesen herauswuchsen.

Und wenn man ihnen jetzt wieder die Macht gegeben hätte, so hätten sie schärfer geritten als vorher. Und das gute deutsche Volk wäre zu einer abgetriebenen Währe geworden, auf der die neuen Gewaltmänner so lang weitergeritten wären, bis die Währe vollends zusammengebrochen wäre. Darum wollte gleich von vornherein niemand etwas von dem neuen Regiment wissen. Die Regierung verlegte ihren Sitz von Berlin nach Stuttgart, wohin sie den Reichstag zusammenrief, und da hieß es: Ade, Herr Kapp! Der wollte zwar mit der alten Regierung eine Verhandlung anfangen. Aber man lachte ihn einfach aus. Und seine ganze Regierungsherrlichkeit dauerte nur ganze fünf Tage. Dann mußte sie die Platte puzen, und das deutsche Volk, das mit Schrecken das Dstergeschenk des Herrn Kapp auf seiner mageren Speisetafel hatte paradieren sehen, atmete wieder auf. Aber nur kurze Zeit! Denn was hintendran kam, war noch schlimmer. Herr Kapp und seine Genossen glichen dem alten Griechenhelden, der Drachenzähne auf den Acker säte und sehen mußte, wie aus diesen Drachenzähnen lauter erschredliche Riesen herauswuchsen! Und die Riesen, die aus dieser Drachensaat herauswuchsen, waren — die Spartakisten. Die

glaubten, jetzt sei ihre Zeit angebrochen. Die ganze Arbeiterwelt von Deutschland hatte sich wie ein Mann erhoben gegen die Kappregierung und sogar einen Tag lang gestreikt, und der Hinkende mußte schon um 7 Uhr abends sich zu Bette legen, weil kein Gas und kein elektrisches Licht mehr brannte. Er hat nicht ungern einmal gründlich ausgeschlafen. Aber in Halle und in Leipzig, in Thüringen und an der Ostsee und vor allem im Ruhrgebiet reckten sich sehnige Fäuste in die Höhe und wollten mit dem Gewehr in der Hand in Deutschland die Räterepublik einführen. Jetzt sollte nur noch der Arbeiter etwas zu sagen haben. Alle andern sollten sich ducken. Und darum ließ die Regierung ihre Truppen marschieren. Das häßliche Schauspiel mußten wir sehen, daß Deutsche gegen Deutsche geschossen und daß regelrechte „Tagesberichte“ von der Heeresleitung herausgegeben wurden wie zuzeiten des Krieges. Damals hat der Hinkende sein graues Haupt verhüllt und getrauert über sein jammervolles Volk. Die Russen mischten sich ins Spiel und schickten Offiziere zu den „roten Truppen“ nach Essen. Es wurden sogar schwere Kanonen gegen deutsche Städte von deutschen Truppen aufgeföhren. Was der Franzose und der Engländer nicht fertiggebracht hatten, das brachte der „Rote Schrecken“ hervor: deutsche Städte rauchten im Brand des Krieges. Und der Hinkende beklagte den Tod eines seiner liebsten Freunde, der in einer nordischen Universitätsstadt an der Spitze seiner Bürgerwehrkompanie im Kampfe gegen die Bolschewisten gefallen ist. Sogar ein regelrechter Räuberhauptmann konnte sich auf tun, in Plauen im Vogtland, ein gewisser Hölz, ein Keil wie der bayerische Diesel seligen oder besser unseligen Angedenkens. Der plünderte und brandschatzte nach Not und ließ eine ganze Anzahl von schönen Häusern abrennen, als ob er ein neuer Nero wäre, der bekanntlich seine Stadt Rom in Flammen hat aufgehen lassen. Das war eine böse O stern für das arme Deutschland.

Das „Blutige Bassa“ der Waldenser war das reine Kinder spiel dagegen. Gottlob ist aber auch dieser böse Sturm abgeschlagen worden. Die Regierung gewann den Sieg, und die Ordnung konnte langsam in den deutschen Gauen wieder einkehren.

Das Demütigendste aber war, daß die Franzosen aus unserem tollen Wirrwarr Kapital schlugen. Sie sagten, wir hätten den Friedensvertrag verlegt, weil wir mehr Truppen nach dem Ruhrgebiet gesandt hatten, als uns im Friedensvertrag erlaubt war, und sie besetzten Frankfurt und Darmstadt und spielten sich darin als die großen Herren auf. Ja, sie rühmten sich sogar, daß niemand wisse, wann sie wieder aus diesen Städten hinausgehen werden. Aber das war den Engländern doch zu bunt. Damals waren gerade die Minister von England und Frankreich und Italien in dem schönen San Nemo zusammen, und bei der Gelegenheit wurde den französischen Herrschaften bedeutet, daß sie diesmal den Bogen überspannt hätten und schleunig heimgehen müßten. Und nachdem wir einen Teil unserer Reichswehr aus dem Ruhrgebiet zurückgezogen hatten, zogen die Franzosen wieder ab. Diesmal hatten sie ihr Ziel, einen Keil zwischen den Norden und den Süden von Deutschland zu treiben, nicht erreicht.

Freilich — bei unserer Regierung war auch nicht alles Gold, was glänzte. Einer der kügigsten Köpfe unter unsern Ministern war Matthias Erzberger aus Buttenhausen, das im lieben Schwabenland liegt. Er hat sich aus ganz bescheidenen Anfängen mächtig in die Höhe geschwungen. Urisprünglich Volksschullehrer, ward er Mitglied des Reichstags und hat schon während des Krieges eine gewaltige Rolle gespielt. Er war eine Art von Allerkweltsmann und hat in den Waffenstillstandsverhandlungen die erste Flöte gespielt. Freilich — seine Melodie, die er spielte, hat schon damals nicht jedermanns Beifall gefunden. Dieser Mann erhob sich am 25. Juli in der Nationalversammlung und behauptete,

der Reichskanzler Michaelis habe im September 1917 ein englisches Friedensangebot, das der päpstliche Nuntius in München übermittelt habe, glatt abgelehnt und dadurch die Weiterführung des unseligen Krieges verschuldet. Das gab einen Sturm im ganzen deutschen Volk, und auf die alte Regierung wurde gescholten, daß es wie ein Hagelwetter um ihre Köpfe prasselte. Freilich, als man näher nachsorgte, war die ganze Sache so viel wie nichts! Der „Friedensfühler“ Englands bestand hauptsächlich nur in der lebhaften Phantasie Erzbergers. Denn die Engländer hatten damals schon dasselbe verlangt, was sie im November 1919 durchgeführt haben: unsere vollständige Wehrlosmachung! Ja, jetzt erhoben sich die Gegner Erzbergers und klagten ihn an, er habe im Frühjahr 1917, als die Gegner schon mit dem Gedanken umgegangen seien, Frieden mit uns zu schließen, einen Geheimbericht des österreichischen Ministers Grafen Czernin ausgeplaudert, in



Serr Helfferich hatte durch das Schlüsselloch von Erzbergers Küche eripäht, wie der Ministers Köchin eine fette Gans auf den Herd stellte.

dem die trostlose Lage Deutschlands und Oesterreichs dargelegt gewesen sei. Davon habe dann die Entente Wind bekommen und wieder neuen Mut zum Weiterkampf gefaßt. So sei der eigentliche Friedensverbinder — Erzberger selbst gewesen. Besonders der frühere Finanzminister Karl Helfferich griff Erzberger leidenschaftlich an, weil Erzberger den Helfferich den „leichtfertigen aller Finanzminister“ genannt hatte, und erzwang im Oktober 1919 eine Anklage gegen sich, um dadurch Erzberger moralisch unschädlich zu machen. Es war ein garstiger Prozeß, der sich nun entspann. Helfferich wußte vieles aus dem Privatleben Erzbergers ans Tageslicht zu ziehen. Er hatte durch das Schlüsselloch von Erzbergers Küche gesehen und erspäht, wie des Ministers Köchin eine fette Gans auf den Herd stellte, und nicht nur ihm, sondern allen, die davon hörten, war das Wasser im Munde zusammengelaufen.



In Karlsruhe in der Sophienstraße zog eine wahre Prozession von Menschen an einem Metzgerladen vorbei, in dem mächtige Speckseiten ausgestellt waren.

Man schuldigte den Minister an, er habe seine Stellung dazu mißbraucht, in allerhand großen Handelsgesellschaften Aufsichtsratsposten anzunehmen, die ihm dann entsprechend gut bezahlt worden seien. Das Ende vom Liede war, daß zwar Helfferich zu einer Geldstrafe wegen Beleidigung verurteilt wurde, aber auch der Finanzminister Erzberger seinen Ministerposten niederlegte, ferner und alldieweil auch im neuen Deutschland man von seinen Ministern verlangt, daß sie eine weiße Weste haben müßten.

Der Hinkende ist sehr für Wahrhaftigkeit und Sauberkeit. Aber daß der neue deutsche Staat nichts Geseitertes zu tun hatte, als seine schmutzige Wäsche vor dem schadenfrohen Ausland zu waschen, hat ihm nicht gefallen. Am allerwenigsten die schmutzige Wäsche, die der parlamentarische Untersuchungsausschuß im Oktober 1919 gewaschen hat. Dieser Ausschuß hat es fertiggebracht, den Reichskanzler von Bethmann Hollweg, den Minister Helfferich, die Generale von Hindenburg und Ludendorff zu verhören über die Frage, ob keine Friedensmöglichkeiten versäumt seien. Es war himmelschreiend, daß ein Mann wie Hindenburg, der Ketter Preußens, hier verhört wurde wie ein Schuljunge und sich gefallen lassen mußte, daß er viermal unterbrochen wurde, weil „er nicht zur Sache rede“. Dieses Schauspiel hätte Deutschland seinen schadenfroh lachenden Feinden nicht bereiten dürfen. Dem Hinkenden steigt jetzt noch die Schamröte ins Gesicht bei der Erinnerung an jene bösen Tage. Glücklicherweise ist die ganze Verhandlung ausgegangen wie das Hornberger Schießen. Denn es ist nun einmal nichts daran abzumarkten, daß unsere Gegner uns von vornherein haben völlig vernichten wollen. Demgegenüber ziemt sich für uns eins: würdevolles Schweigen und Duden. Aber alles Geschrei, das wir machen, ist Torheit, wir schneiden uns nur die eigene Nase ab und verichänden unser Gesicht. Der Hinkende hofft, daß ein solches Spiel der Schmach nicht mehr gespielt wird im deutschen Land. Ihm hat nur eins gefallen: daß man dem greisen Felbmarshall

Hindenburg in Berlin einen Empfang des hellen Jubels bereitet hat. Das war deutsche Würde!

Mit der deutschen Einigkeit sieht es vorerst sehr windig aus. Am 6. Juni sind wieder Reichstagswahlen gewesen. Das heißt: es sind die ersten Reichstagswahlen im neuen Deutschland. Die vorjährigen haben der verfassunggebenden Nationalversammlung gegolten. Diesmal aber mußte der erste Reichstag auf Grund der neuen Verfassung gewählt werden. Was wir da erlebt haben, ist aber ein Stücklein aus der schwärzesten Zeit der deutschen Geschichte. Nicht weniger als 10 Parteien sind aufmarchiert und haben behauptet, sie könnten das Kunststück fertigbringen, den deutschen Michel von seiner schleichenden Krankheit zu kurieren. Und auf Michels Gesicht traten die hellen Schweißtropfen, wie die zehn Doktoren um ihn herumgestanden sind, jeder mit einem andern ellenlangen Rezept in der Hand. „Wenn ich das alles schlucken muß!“ hat er gerufen.

Beinahe 26 Millionen Stimmen sind abgegeben worden. Und den Hauptgewinn haben die „Ganz-Hinkenden“ und die „Ganz-Rechtigen“ gemacht, wie des Hinkenden guter Freund, des Löwenwirts Hausknecht, gesagt hat. Denn die Wähler haben gemeint, jetzt komme es in Deutschland auf eine Radikalkur an. Entweder solle der Reistiefel oder die Ballonmütze regieren. Gehe es nicht auf junkerlich, so gehe es auf russisch oder ungelehrt.

Aber das Schlimmste war, daß keine Partei so stark war, eine Regierung bilden zu können. Die alte „Koalition“ Zentrum, Demokratie und Mehrheitssozialdemokratie hat nicht genug Stimmen aufgebracht, um ein Uebergewicht im Reichstag zu haben. Und wie man die „Deutsche Volkspartei“ hat hinzunehmen wollen, haben die Sozialdemokraten gesagt: „Mit denen tuschieren wir nicht!“ Der Reichspräsident Ebert ist herumgelaufen zu den Parlamentariern und hat den Posten eines Reichskanzlers ausgebaut wie saures Bier. Und jeder, den er darum begrüßte, hat höflich dankend abgelehnt. Endlich hat sich ein guter Badener, der Zen-

trumsabgeordnete Fehrenbach von Freiburg, bereit gefunden, den Posten anzunehmen und eine Regierung zu bilden. Der Hinkende hat im stillen geschmunzelt. Er hat an die Zeit gedacht, in der unsere lieben norddeutschen Brüder über uns Badener ein ganz klein wenig die Achsel gezuckt haben: „ach, ihr in eurem Musterländle.“ Und siehe da! jetzt kann man sie doch brauchen; die Badener. Und der Reichspräsident, der Heidelberger Ebert, hat sicherlich eine besonderes Mäßer daran gehabt, daß er jetzt mit einem Landsmann zusammenregieren darf.

Wie lang die Regierung „hebt“, weiß freilich kein Mensch. Sie besteht aus Zentrumsleuten, Demokraten, und Deutsch-Volksparteilern. Sie ist auf das Wohlwollen der Sozialdemokraten angewiesen. Sobald die dackig werden, heißt es: „Abe, Kabinett Fehrenbach!“ Und was dann wird, weiß der Hinkende nicht. Andere Leute, die sonst alles wissen, freilich auch nicht.

Da ist es kein Wunder, daß zwei wackeren deutschen Männern das Herz gebrochen ist. Das sind die beiden Parlamentarier Dr. Friedberg und Prinz Emil zu Schönau-Carolath. Sie sind dem mächtigen Volksmann Friedrich Kaumann, der voriges Jahr im August schnell vom Schlag dahingerafft worden ist, nachgefolgt, und der Hinkende steht mit gesenktem Haupt an den drei Grabhügeln, auf denen eine junge, deutsche Eiche steht, damit sie Zeugnis ablegen soll von deutscher Treue und deutscher Hoffnung.

Die größte Sorge, die aber unser Volk zu tragen hatte, war die Sorge ums Brot. Dabei fällt dem Hinkenden ein Erlebnis aus früheren Jahren ein. Am Stammtisch des Löwenwirts war anno 11 die Rede von den Ernteaussichten, die nicht gerade prima waren in dem trockenen Jahr. Die Lehren wollten damals nicht so recht „körnern“. Einer von den Stammgästen sagte: „Jetzt lernt man halt wieder einmal die vierte Bitte vom Vaterunser!“ Aber ein anderer, der aus der Stadt gekommen war, setzte ein sehr gescheites und sehr spöttisches Gesicht auf. „Die Bitte brauchen wir nimmer. Denn wenn es bei uns kein Korn gibt, so gibt es in Ungarn, und wenn es in Ungarn keines gibt, so gibt es in Rußland, und wenn es in Rußland keines gibt, so gibt es in Argentinien. Jergendwo auf der Welt wächst immer genug Korn für die hungrigen Mägen in Deutschland!“ So sagte der damals und dünkte sich riesig schlau. Der Hinkende möchte wissen, wo sich der Mann jetzt herumtreibt. Dann würde er ihn fragen auf gut badisch: „Alterle, was nützt uns jetzt das Korn, das in Argentinien wächst? Gewachsen ist genug, — aber gekriegt haben wir es nicht! Weil wir es nicht bezahlen konnten!“ Und drum haben sehr viele Leute in Deutschland wieder das alte Gebet herbeigefucht, das sie längst verlernt gehabt hatten, und wissen, warum es heißt: „Unser täglich Brot gib uns heute.“ In dem Sommer 19 sah's ja nicht bedrohlich aus. Aus Amerika waren allerhand Lebensmittel hereingekommen. Vor allem große mächtige Speckseiten, und der Hinkende erinnert sich halb mit Rührung, halb mit Schmerz, wie in Karlsruhe in der Sophienstraße vor dem Laden des Hofmeisters Ebbecke, in dem die ersten amerikanischen Speckseiten ausgestellt waren, eine wahre Prozession von Menschen vorbeizog, und alle deuteten sie voll Vergnügen nach den lockenden Gerüchen, die dort winkten: „Guck! Schorschle, jetzt hat d' Rot ein Ende!“ Aber sie hat leider kein Ende gehabt. Zwar hat die Reichsregierung alles getan, um zu helfen. Zwei Milliarden wurden ausgeworfen, um eine

„Senkung der Lebensmittelpreise“ herbeizuführen. An jedem Pfund Reis, das des Hinkenden Hauferin kaufte, hatte das Reich die Hälfte zum voraus bezahlt, so daß des Hinkenden schmaler Geldbeutel nur noch die Hälfte davon aufzubringen hatte. Aber „es war den Mäuen gepfiffen!“ Als die zwei Milliarden ausgegeben waren, stiegen die Preise der Lebensmittel ruhig und fröhlich in die Höhe, als ob die Deutschen lauter Millionäre wären statt armer Tröpfe, und man muß jetzt für das Pfund Brot 1.50 Mk. bezahlen. Ein Ei kostet zwischen 1.50 Mk. und 2.— Mk., für den Liter Milch zahlt man zwischen 1.50 Mk. und 2 Mk., ein Pfund Butter wird bis zu 25 Mk. bezahlt und ein Pfund Fleisch mit 15 bis 18 Mk. Und dabei kriegt man Milch, Fleisch, Butter „nur noch hinten herum“. Die Kommunalverbände können längst nichts mehr liefern. Die Städter müssen hinaus aufs Land pilgern zu den Bauern und „um's Gottes willen“ lamentieren, bis sie ein Häfale Milch oder eine Hand voll Mehl sich erjammern haben. „Mit zehn Kniefällen und fünf Tränenergüssen“, hat jüngst eine Arbeiterfrau halb spöttisch, halb ingrimmig gesagt; so dreht sich halt in der Welt das Rad. Früher waren die Stadtleute die Herrenleute und haben auf die „dummen Bauern“ herunterguckt von der Höhe ihrer zehn Zentimeter hohen Stehkragen. Jetzt ist der Bauer wieder obenauf und die Stadtleute sind die Bettelleute geworden.

Aber das ganze Elend unseres Volkes kam von dem schnellen Sinken des Wertes unseres deutschen Geldes. Da draußen im Ausland hat man das deutsche Geld in solchen Massen angeboten bekommen, daß schier kein Mensch mehr danach gefragt hat. Kein Wunder! Es war lauter Papier, unser Geld. Die schönen Goldfischlein sind nur noch eine Fabel, und Silbertaler haben unsere Kinder nicht mehr gesehen. Wenn sie Märchen von den „Sterntalern“ lesen, daß einmal Silbertaler vom Himmel geregnet sind, werden sie den Vater und die Mutter fragen: „Was ist denn das, ein Silbertaler?“ so wie sie etwa früher gefragt haben: „Ein Paradiesvogel — was ist denn das?“ Und drum, weil wir in lauter Papier bezahlen, ist es kein Wunder, daß niemand mehr dem schmutzigen Fetzen, der bei uns eine Mark heißt, etwas zutrauen mag. Und so kam es, daß man im Winter 20 in der Schweiz für eine deutsche Mark nur noch 5 Rappen bezahlt hat, und wenn einer in die Schweiz hat reisen wollen, hat er für 100 Franken 2000 Mark bezahlen müssen. Das hat man den Tiefstand der deutschen Valuta genannt. Unter diesem Tiefstand haben wir gekuckht wie ein Sklave, der einen Riesenfelsblock tragen soll und schließlich darunter zusammenbrechen muß. Nichts mehr haben wir im Ausland kaufen können. Wenn des Hinkenden Bruderssohn, der in Lörrach wohnt, ein Glas Bier in Basel hat trinken wollen, hat er vier Mark dafür hinlegen müssen, und dabei hat es ihm passieren können, daß ihm die Kellnerin seine 4 Markscheine höflich dankend zurückgegeben hat: „Das können wir in der Schweiz nicht mehr brauchen!“ Drum ist kein Mehl und kein Reis und kein Fleisch und kein Fett mehr nach Deutschland hereingekommen, und wir haben von dem zehren müssen, was der eigene Boden getragen hat. Das aber hat nicht gereicht, denn wir „produzieren in Deutschland 25% zu wenig Lebensmittel“, wie des Hinkenden gelehrter Gewährsmann ihm auseinandergesetzt hat. Das ist dasselbe, wie in des Hinkenden Kinderzeit ein kinderreicher Vater beim Mittagessen seinen Kindern gesagt hat: „Viele Brüder —

schmale Glieder," und jeder von den vielen Buben hat nur ein Knöchlein vom Gocklerbraten bekommen, und das Fleisch, das zum Knöchlein gehört hat, hat er sich suchen müssen.

Hat der Deutsche im Ausland nichts kaufen können und Schmalhans Küchenmeister sein lassen müssen, so hat dafür der Ausländer in Deutschland um so billiger eingekauft. Juwelen, Goldschmuck, Automobile, Ferngläser, Möbel, Kleidungsstücke — alles haben sie aus Deutschland hinausgetragen. Und dagegen hat man sich nicht wehren können. Denn die Franzosen, die das Rheinland besetzt hatten, haben nicht geduldet, daß wir die Zollgrenzen an das besetzte Gebiet heranschoben, und durch dieses „Loch im Westen" ist all unser bißchen Hab und Gut ins Ausland verschwinden, und gewissenlose Kerls hat es bei uns genug gegeben, die dazu ihre Hand geboten haben. Diese „Schieber" sind eine neue Kunst in Deutschland geworden, aber eine Spitzbubenkunst, und der Hinkende leugnet nicht, daß in ihm bei aller Freiheitsgesinnung, die er sonst hat, eine Sehnsucht nach den Galgen der Großväter aufgeliegen ist, an denen er die edle Sippschaft der Schieber zu gern hätte prangen sehen.

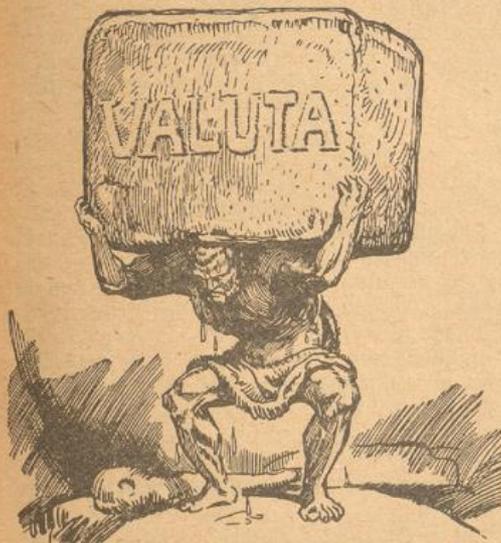
Gegen all diesen Jammer ist nur ein Heilkraut gewachsen — und das heißt: Arbeit! Wenn wir Deutsche wieder Waren herstellen in großer Masse und sie ins Ausland verkaufen können, dann bekommt das Ausland wieder Vertrauen zu uns. Und dann steigt die deutsche Mark wieder in ihrem Werte. Das hat sich im Frühjahr 20 bereits gezeigt. Die Engländer, die

genug vorhanden. Den Oesterreichern geht es noch schlechter als uns. Drum haben wir trotz unserer eigenen Armut noch Wiener Kinder bei uns aufgenommen, um die armen Tröpflein ein wenig herauszufüttern. Das alte Lied: Niemand ist barmherziger, als wer die Not an eigenen Leibe gespürt hat, und bei den Armen ist von jeher das hilfbereiteste Herz zu finden gewesen.

Die Russen sind ein Volk, das man nicht genug bejammern kann. Es scheint bei ihnen nicht zur Ruhe kommen zu können. Freilich möchte der Hinkende nicht all die Geschichten nacherzählen, die man aus Rußland berichtet bekommt. Denn da wird so viel gelogen, daß niemand weiß, wie es in Wahrheit steht. Aber der Hunger muß dort über alles Beschreiben groß sein. Im Jahre 19 haben einige russische Generale, Denikin, Koltshak und Judenitch, sich dran gemacht, die Herrschaft der Bolschewiki zu stürzen. Aber es ist nicht gelungen. Judenitch ist sogar schon einmal vor Petersburg gestanden. Aber die Roten haben sich so tapfer ihrer Haut gewehrt, daß sie schließlich die Oberhand gewonnen haben, und der Diktator Lenin sitzt fester im Sattel als jemals. Er hat aber scharf zugepackt. Als seine Leute meinten, Rußland sei ein Schlaraffenland, in dem ihnen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, hat er gesagt: „Nein, Brüderchen, bei uns heißt es, in die Hände spucken und die Schaufel packen." Und er hat die Affordarbeit wieder eingeführt, den Achtstundentag abgeschafft und einen Zehnstundentag, — viele behaupten sogar: einen Zwölfstundentag — eingeführt. Aber die armen Russen kommen doch nicht aus dem Elend heraus. Jetzt stehen sie im Krieg mit Polen, und es scheint, als ob dieser Krieg so blutig und schrecklich geführt werde wie der große Weltkrieg. Wie er ausgeht, kann der Hinkende erst im nächsten Jahr erzählen.

In Italien sieht es auch nicht zum besten aus. Die Sozialisten liebäugeln mit den Russen und möchten am liebsten ihren König fortjagen und eine Räterepublik schaffen. Da muß sich die Regierung gewaltig ihrer Haut wehren. Alle Augenblicke gibt es einen kleinen Putz in einer italienischen Stadt mit viel Geschrei und mit mancherlei Blutvergießen. Dazu kommt, daß die Italiener sehr unzufrieden sind mit dem Friedensvertrag. Sie hätten gern noch mehr Land gehabt. Vor allem hat es sie geärgert, daß die Hafenstadt Triume an der dalmatinischen Küste der neugegründeten Tschechoslowakei zugeschrieben worden ist, und der Theaterheld Gabriele d'Annunzio hat es fertiggebracht, auf eigene Hand Triume zu erobern. Vor allem ist der Eierfuchen mit Frankreich auseinandergegangen, die große Verbrüderung, und hat einem stillen Haß der Lateiner in Italien gegen die Franzosen in Frankreich Platz gemacht, und die Deutschen fangen an, in Italien wieder mit freundlichen Augen betrachtet zu werden. Was aus dieser „Spannung" und „Entspannung," wie man jetzt zu sagen pflegt, noch herauskommen wird, steht in der Geschichte der Zukunft geschrieben.

Am schlimmsten ist es den Ungarn gegangen. Ihr toller Bolschewistenstaat unter der Diktatur des Juden Bela Kun ist zwar Anfang August 19 zusammengebrochen. Aber die Entente hat nicht geduldet, daß der Habsburgische Erzherzog Joseph dort die Herrschaft erhalte, sondern ein bürgerliches Ministerium mußte gebildet werden. Dann kam ein Friede mit der Entente, der ein völliges Zusammenbrechen des stolzen Donaureiches bedeutet. Das Land ist seiner reichsten Gegenden



Unter diesem Tiefstand haben wir geheuchelt wie ein Sklave, der einen Riesenselsblock tragen soll.

zu uns gekommen sind, haben mit Erstaunen gesehen, wie der deutsche Arbeiter wieder fest und stramm am Werke steht! Das gibt Zukunftshoffnung. Wir Deutschen können ja nicht anders. Wir sind von alters her ein Arbeitervolk gewesen. Und so geht es wie ein Erwachen durch uns. Wir besinnen uns darauf, daß wir ein Paar starke Arme haben und ein Herz, in dem mit goldenen Buchstaben die Worte „Pflicht" und „Treue" stehen! Und dann muß es aufwärtsgehen. In den Nachbarländern ist auch Jammer und Not

beraubt worden. Es ist auf die Hälfte zusammengeschnitten und zur vollkommenen Ohnmacht verurteilt. Dieser Schmachfriede ist am 4. Juni unterzeichnet worden. Halten wird er auf keinen Fall. Denn dies stolze Volk wird alles dransetzen, seine alte Macht und Herrlichkeit wieder zu erlangen. Und es wird die Stunde kommen, in der die Entente erkennen muß: Wer Wind füt, wird Sturm ernten.

Die Welt ist voll verborgenen Dynamits. Und der gepriesene Weltfriede, von dem die Entente einst sang und flötete, ist weiter entfernt als jemals.

Wir stehen vor schweren Tagen. Aber wir wollen uns nicht fürchten, sondern es mit dem Engländer halten, den wir Deutsche lieb haben, trotz all der Schmach, die uns von England angetan worden ist, mit dem englischen Schriftsteller Carlyle, der ein großer Freund Deutschlands gewesen ist. Der hat gesagt: „Arbeiten und nicht verzweifeln!“ So wollen wir dem kommenden Tag entgegengehen. Dann werden einmal die Nebel fallen — und die Sonne wird wieder leuchten über einem neuen glücklichen Deutschland.

### Wilhelm Schlang †.

Am 29. Mai 1920 wurde der Hinkende in tiefe Trauer versetzt durch den Tod seines lieben Freundes Wilhelm Schlang in Freiburg, der ihm zehn Jahre lang als Hauptmitarbeiter treu zur Seite gestanden hat. Der aufmerksame Leser wird sich bei Nennung dieses Namens mit Behmut mancher unterhaltfamen und lehrreichen Geschichte sowie der schönen Neujahrsgedichte erinnern, die der vorzeitig Gestorbene im Kalender veröffentlicht hat, und manches hat er auch gelesen, ohne zu wissen, daß Schlang der Verfasser war.

Wilhelm Schlang wurde am 28. April 1871 in Karlsruhe geboren. Er war ein Kind braver Handwerksleute, die ihm als bestes Erbeil Pflichtbewußtsein und Freude an der Arbeit wie auch an dem Schönen in Natur und Kunst mitgaben auf den Lebensweg. Schon in der ersten Schulzeit zeichnete der kleine Wilhelm sich durch sein gutartiges, feinfühliges Wesen und durch seine Begabung vorteilhaft aus. Schon damals liebte er es, bei passenden Gelegenheiten kleine Gedichte abzufassen und selbst vorzutragen. Der Karlsruher Realschule entwachsen, wandte er sich aus praktischen Gründen dem kaufmännischen Beruf zu. Aber eine rechte innere Befriedigung fand er in diesem Beruf nicht, obwohl er ein tüchtiger Kaufmann wurde. Sein Herz zog ihn mächtig zur Literatur und Wissenschaft, zum Theater und zur Musik. In seiner freien Zeit widmete er sich mit rastlosem Fleiß seiner weiteren geistigen Ausbildung und seinen schriftstellerischen Neigungen, wozu er in der Residenz die beste Gelegenheit fand. Bald knüpfte er Verbindungen an mit Tagesblättern und sonstigen Zeitschriften, die seine geschickt abgefaßten Berichte und Artikel gern aufnahmen. Um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ging er dann ganz zum journalistischen Beruf

über und übernahm eine Stelle in der Redaktion der „Breisgauer Zeitung“ in Freiburg. Die schöne Dreisamstadt entsprach ganz seiner Begeisterung für Wälder und Berge, altertümliche Gebäude und Gassen und wurde ihm zur zweiten lieben Heimat. Seine Leistungen verschafften ihm hier bald Anerkennung und Ansehen, und als nach einigen Jahren der Chefredakteur aus Altersrückfichten sich ins Privatleben zurückzog, trat Schlang an seine Stelle. Nachdem er die „Breisgauer Zeitung“ ungefähr sechs Jahre lang vor-



Wilhelm Schlang

trefflich geleitet hatte, folgte er 1906 einem ehrenvollen Ruf der Freiburger Handelskammer, die ihm das Amt eines Syndikus antrug. Auch dieses Amt verfaß er mit Pflichttreue und voller Hingebung; aber in seinen Mußestunden fand er glücklicherweise noch Zeit zu privaten Studien und zu einer schriftstellerischen Tätigkeit,

die ebenso vielseitig und gediegen war wie sein Wissen und seine Bildung. Ein feiner Kenner der Literatur, des Theaters, der Musik und der Malerei, daneben aber auch trefflich bewandert in Politik und Geschichte, verfaßte er Abhandlungen und Aufsätze aller Art, reizvoll geschriebene Darstellungen aus der badischen und der deutschen Vergangenheit, Reisebeschreibungen, Erzählungen und Gedichte. Er verstand es, fesselnd zu erzählen und ernste Gedanken in anmutiger Form auszusprechen; die köstliche Gabe des Humors leistete ihm dabei wesentliche Dienste. Aber alles, was er schrieb, war befeelt von seiner innigen Heimat- und Vaterlandsliebe und dem Herzenswunsch, sein Volk zum Rechten und Guten anzuleiten.

Nun ist der liebe, freundliche Erzähler von uns geschieden, und mit dem Hinkenden trauern viele Tausende um ihn, die er mit den Erzeugnissen seiner Arbeit zu erfreuen und zu erheben wußte. Zum letzten Male ergreift er in diesem Jahrgang des Kalenders das Wort. Mögen die herrlichen Mahnungen, die er in den Gedichten „Spatenstich“ und „Erntezeit“ an das deutsche Volk richtet, von diesem beherzigt und in Ehren gehalten werden als teures Vermächtnis eines Toten, der sein Volk mit ganzer Seele geliebt hat!